

Zitierhinweis

Landwehr, Achim: Rezension über: Thomas Kühtreiber / Gabriele Schichta (eds.), *Kontinuitäten, Umbrüche, Zäsuren. Die Konstruktion von Epochen in Mittelalter und früher Neuzeit in interdisziplinärer Sichtung*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2016, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 45 (2018), 1, S. 98-100, DOI: 10.15463/rec.1169363697



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Kühtreiber, Thomas / Gabriele *Schichta* (Hrsg.), *Kontinuitäten, Umbrüche, Zäsuren. Die Konstruktion von Epochen in Mittelalter und Früher Neuzeit in interdisziplinärer Sichtung* (Interdisziplinäre Beiträge zu Mittelalter und Früher Neuzeit, 6), Heidelberg 2016, Universitätsverlag Winter, 355 S. / Abb., € 68,00.

Vielleicht ist es ganz passend, wenn dieser Sammelband sich selbst nicht so recht über den Weg traut. Denn das Thema der Epochenbildung ist seit jeher in der Lage, Irritationen und Missverständnisse auszulösen. Die allgemeine Verwirrung über den Gegenstand scheint bereits durch den Untertitel angezeigt zu werden. Der verspricht, die „Konstruktion von Epochen in Mittelalter und Früher Neuzeit“ zu behandeln. Tatsächlich geht es aber gar nicht um die Praxis der Periodisierung innerhalb bereits gesetzter Perioden (nämlich Mittelalter und Früher Neuzeit), sondern um nachträgliche Epochenkonstruktionen, die diesen Zeiträumen übergestülpt wurden (und werden) – unter anderem in Form von „Mittelalter“ und „Frühe Neuzeit“. Wie also kann man reden über eine Form historischer Kategorisierung, die immer schon vorausgesetzt sein muss, um darüber reden zu können?

Die Herausgeber/-innen stellen in ihrer Einleitung zwar fest, dass Epocheneinteilungen notwendig seien (weil es sich um eine anthropologische Konstante, um eine wissenschaftliche Basistätigkeit und um ein unverzichtbares Sinngebungsverfahren handle), aber einige der Beiträger/-innen sind von dieser Notwendigkeit offenbar nicht restlos überzeugt.

So sind sich Thomas Kohl und Steffen Patzold in ihrem problematisierenden Beitrag zu „Vormoderne – Moderne – Postmoderne“ nicht wirklich sicher, wie weit man diesen zeitlichen Rubrizierungen über den Weg trauen sollte. Sie sehen darin Diskursgemeinschaften, die in vielfacher Hinsicht konstituierende Funktion besitzen. Eine kritische Stoßrichtung wollen sie dabei gar nicht unterdrücken, vor allem wenn es um den noch recht jungen Vormarsch der Epochenkategorie „Vormoderne“ geht, die erst in den vergangenen 20 Jahren zu größerer Prominenz gelangt ist.

Wenn sich Ortrun Riha in ihrem Beitrag über die medizingeschichtliche Epochen-schwelle um 1500 selbst die Frage stellt, ob in diesem Zusammenhang ein Paradigmen- und Epochenwandel stattgefunden habe, und diese Frage mit einem eindeutigen „Jain“ beantwortet (109), könnte das als Diplomatie oder übergroße Vorsicht gedeutet werden. Vielleicht ist es aber auch eine treffende Formulierung für die generellen Schwierigkeiten, vor die einen das Epochenmodell auch in diesem Sammelband stellt: dass es nämlich versucht, etwas eindeutig zu trennen, das sich gar nicht eindeutig trennen lässt und das immer unschärfer wird, je genauer man hinsieht.

Milena Bartlová bringt dieses Problem treffend auf den Punkt, wenn sie für den Bereich der Kunstgeschichte feststellt, dass epochale Abtrennungen für die Zeit um 1500 allein schon deswegen schwierig seien, weil man sich südlich der Alpen bereits in einer (neuzeitlichen?) Renaissance befand, während nördlich der Alpen noch die (mittelalterliche?) Spätgotik vorherrschte. Doch anstatt dieses treffliche Beispiel für eine Problematisierung des epochalen Durcheinanders zu nutzen, möchte sie lieber mit dem begrifflichen Vorschlag des Manierismus zu einer Harmonisierung und periodenmäßigen Eindeutigkeit beitragen.

Andere setzen auf Beharrlichkeiten. Manfred Kern betont in seinem literaturgeschichtlichen Beitrag die Kontinuitäten, die sich über alle Epochengrenzen feststellen lassen, wenn man sich nicht auf die vermeintliche Singularität einzelner Texte, sondern auf deren Materialität und Medialität konzentriert. In eine ähnliche Richtung argumentiert Rolf Darges, wenn er mit Blick auf die Scholastik betont, dass der Gestus des

Neuanfangs neuzeitlicher Philosophen vor allem eine (typisch neuzeitliche) Inszenierung sei, mit der unter anderem die kontinuierliche Bedeutung der Scholastik überdeckt werden sollte. Noch deutlicher formuliert es Torsten Hiltmann, wenn er mit Blick auf die Heraldik die Epochengrenze um 1500 bewusst missachtet und grundlegende Veränderungen erst im 17. Jahrhundert konstatiert – so lange dauert in der Geschichte der Wappen nämlich das Mittelalter. Man kann angebliche Beharrlichkeiten aber auch in Frage stellen, wie Romedio Schmitz-Esser, wenn er die vermeintliche Kontinuität im Umgang mit Leichnamen vom Mittelalter in die Neuzeit in Zweifel zieht.

Epochenunschärfe wird ja allein schon dadurch produziert, dass es verkürzend wäre, nur zu fragen, wann eine Epoche stattfindet. Vielmehr muss auch immer gefragt werden, wo und für wen eine Epoche stattfinden kann. Daher ist es hilfreich, wenn dieser Sammelband an der Schraube der Verwirrung über Periodisierungsschemata weiterdreht, indem er Beiträge aus unterschiedlichen Disziplinen versammelt, die – wenig überraschend – zu teils recht unterschiedlichen Auffassungen über das Epochale von Epochen gelangen. Ulrich Müller behandelt mittelalterliche Transformationsprozesse aus der Perspektive der Archäologie, Andrea Lindmayr-Brandl behandelt den Bereich der Musikgeschichte und Anja Voeste geht der Orthographie im Buchdruck um 1500 nach. Auf diesen unterschiedlichen Themenfeldern zeigen sich, wenig überraschend, nicht minder unterschiedliche Einschätzungen darüber, welche Epochen Grenzen denn auf welche Art und Weise gezogen werden können.

Wenn hingegen Klara Lindnerova aus kunsthistorischer Warte für eine recht eindeutige Trennung zwischen Mittelalter und Neuzeit anhand der Antikenrezeption bei Jan van Eyck plädiert, dann zeigt sich in dieser dualistischen Grundbedingung von Epochen ein Problem. Entweder muss man versuchen, Dinge wieder mühsam miteinander zu verbinden, die zuvor voneinander getrennt wurden, oder man muss erklären, warum die vermeintliche Separierung beständig scheitert. Letzteres ist im Fall von Epochen der Fall: Je genauer man festzulegen versucht, wann und warum sich das eine Zeitalter vom anderen unterscheidet, desto ungenauer wird diese Unterscheidung.

Das zeigt sich unter anderem, wenn man neben den Zeiten auch die Räume nicht aus dem Blick verliert. Harald Heppner zeigt in seinem Beitrag, dass und warum die Kategorie „Mittelalter“ für das östliche und südöstliche Europa so wenig passend ist. Und Jan Klápště nimmt für Ostmitteleuropa die Transformationen in den Blick, die sich während des Hochmittelalters vollzogen.

Wenn dieser Sammelband sich also selbst nicht ganz über den Weg traut, deutet er damit zumindest indirekt die Probleme an, die man mit Epochen haben darf und die zu einer grundsätzlichen Problematisierung dieser Kategorisierungsform herausfordern müssen. Vorbildlich verdeutlicht dies Anja Rathmann-Lutz, die mit ihrem Beitrag zum 12. Jahrhundert nicht nur gegen die vorausgesetzte Statik argumentiert, die dem Mittelalter so leichthin attestiert wird und die vor allem der Abgrenzung von einer wesentlich dynamischeren Moderne dienen soll. Sie deutet auch Möglichkeiten anderer Geschichtsdarstellungen an, mit denen lineare, fortschrittsfixierte und dualistische Erzählungen überwunden werden könnten. Auf die von Rathmann-Lutz erwähnte „Geschichte als Mobile“ (206) darf man gespannt sein.

Schade nur, dass sich nicht alle Beiträge in dieser expliziten Form auf die Problematisierung und damit das eigentliche Thema des Sammelbandes eingelassen haben. Gregor Schoelers Beitrag zur Geburtsstunde des Islam, Lukas J. Dorfbauers Aufsatz über „Fundamenta“ im frühmittelalterlichen Unterricht sowie Kathrin Kärcher und Matthias Heinz in ihrer Schilderung der „Eternitas“-Allegorie bei Francesco de Barberino streifen diese Thematik kaum.

Wenn die Herausgeber/-innen in der Einleitung die Feststellung machen, es brauche auf jeden Fall „eine zeitliche Gliederung von ‚Geschichte‘“ (9), dann drängt sich am Ende der Lektüre dieses Bandes mit all seinen Vorschlägen, Alternativen und Problemen in Sachen Periodisierung unweigerlich die Frage auf, welche zeitliche Gliederung dieser ‚Geschichte‘ denn gerecht werden könnte.

Achim Landwehr, Düsseldorf

Buc, Philippe, Heiliger Krieg. Gewalt im Namen des Christentums. Aus dem Amerikanischen von Michael Haupt, Darmstadt 2015, von Zabern, 432 S., € 39,95.

Philippe Buc hat mit seinem umfangreichen „Essay“ zum Themenkomplex Gewalt und Christentum eine höchst bemerkenswerte Arbeit vorgelegt. Erstaunlich ist bereits die Grundkonzeption der Arbeit, sowohl was die Zielsetzung als auch das Themenspektrum betrifft. Im Kern seines vierhundertseitigen „Gedankenexperiments“ steht die Frage nach der Bedeutung des Christentums als „Möglichkeitsbedingung von Gewalthandeln“ (7) bzw. die Frage, „inwiefern das Christentum [...] der Gewalt seinen Stempel aufgedrückt hat“ (10). Ebenso relevant wie die Fragestellung des Essays ist auch die Themenauswahl des Mediävisten. Buc verlässt in seiner Arbeit das eigentliche Terrain mediävistischer Forschung. Der Untersuchungszeitraum umfasst nicht weniger als „zwei Jahrtausende christlicher und postchristlicher Gewalt in der westlichen Welt“ (9). Die Arbeit vergleicht so weit auseinanderliegende Phänomene wie den Jüdischen Krieg, das spätantike Märtyrertum, die Kreuzzüge, das Zeitalter der Religionskriege, die Französische Revolution, das koloniale und postkoloniale Amerika, die Moskauer Schauprozesse und die RAF. Um jenen heterogenen Untersuchungsgegenstand in den Blick zu bekommen und das Proprium christlicher Gewalt in der „longue durée“ aufzuspüren, bedient sich der Autor eines spezifischen Beobachtungsmodus, den er als „rein geistesgeschichtlich“ (19) deklariert. Unter Ausklammerung aller exogenen Faktoren soll das religiöse Gewalthandeln allein aus dem historischen Vorstellungshorizont der Zeitgenossen erklärt werden, wobei eine besondere Konzentration auf Religion und Ideologie erfolgt.

Dieses innovative „Laborexperiment mit Tinte und Feder“ (300) führt dann auch zu einer Reihe ebenso prägnanter wie diskutabler Ergebnisse: Tatsächlich soll der christliche Monotheismus „ganz eigene Gewaltformen“ (11) geprägt haben. Das Signet christlicher Gewalt bestehe in einer eigentümlichen Ambivalenz, ja einem Oszillieren zwischen paradoxen Paarbildungen wie Tötungsbereitschaft und Opferbereitschaft, Auserwähltheit und Universalismus, Zwang und Freiheit, die der Autor wiederum auf eine jener Religion inhärenten Dialektik zurückführt. Vor allem die dem Christentum inhärente Dualität zweier Gottesbilder – des alttestamentlichen Kriegsgottes einerseits und des neutestamentlichen Friedensfürsten andererseits – soll in der Geschichte immer wieder zu einem spannungsreichen Oszillieren zwischen totalem Krieg und totalem Frieden geführt haben, wobei der Autor dem westlichen Christentum eine Schlagseite zu Letzterem attestiert (89, 119).

Mit dieser Kernthese zur christlichen Gewalt steht der Essay von Philippe Buc so berühmten Arbeiten wie der Assmann'schen mosaïschen Unterscheidung oder die Moore'schen „persecuting society“ weder in Prägnanz noch Provokanz nach. Und ebenso wie jene Arbeiten, so ist auch Bucs Arbeit gleichermaßen anschlussfähig wie diskutabel.

Dies zeigt sich bereits in puncto Methodik. Die Leistungsfähigkeit des emischen Ansatzes wird besonders im Themenfeld der Kreuzzüge evident. In beindruckender